Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 23 (1933)

Heft: 1

Artikel: Annas Irrwege

Autor: Jacot Des Combes, Sophie

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-633536

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 26.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

die Windeln des Jesuskindes trocknete. Auch in Bern sieht man dieses Gebäck.

Silvester wird in Bern überaus bewegt gefeiert. Man begibt sich in Wirtschaftslokalitäten, wenn man nicht vorzieht, im Freundeskreise diesen Tag zu begehen. Vermummte Kinder aus den Nachbardörfern ziehen in den Straßen herum. Feuerwerk wird losgelassen. Dies ist ein noch aus der Heidenzeit stammender Brauch, der die bösen Geister verscheuchen soll, und keine obrigkeitliche Verordnung vermochte ihn zu unterdrücken. Dem Glokkengeläute des Münsters horchen unzählige auf dem Münsterplatz Versammelte. Alle Glocken läuten, mit Ausnahme der Armsünderglocke, die an diesem Abend schweigt. In den letzten Minuten des alten Jahres wird geläutet — dann setzt das Geläute einen Augenblick aus, um neu einzufallen, wenn das neue Jahr seinen Antritt genommen hat.

Amrhein: Winterlandschaft mit Speicher.

Ein neues Jahr ist da, und der Kreislauf der Sitten und Gebräuche nimmt wieder seinen Gang.

Annas Irrwege.

Roman von Sophie Jacot Des Combes.

„Wie wehrt man sich gegen solch einen Schuft, Mutter?"

„Armer Junge, könnte ich dir helfen!"

Schmerzlich klang die Antwort der alternden Frau, die unter dem blätterdichten Birnbaum ihrer Wiese auf einer grauverwitterten Holzbank saß und blutrote saftige Johannistrauben mit einer schwarzgestielten Gabel von den Rispen löste. Auf dem Schoß hielt sie eine gelbe tönerne Schüssel, die sich bei ihrem Fleiß schnell mit den durchsichtigen Beeren füllte, und jedesmal, bevor sie aus dem höheren braunen Tongefäß die frischgepflückten Früchte nahm, legte sie die grünen leeren Rispenstiele behutsam auf die schmale Bank neben sich hin.

Unruhig ging der hochgewachsene Sohn, beide Hände tief in den Taschen seiner hellen Leinenjacke, vor der Mutter auf und nieder:

„Du sitzest da und lösest deine Beeren ab, als ginge dich dies alles nichts an, als ginge ich dich nichts an, Mutter!" schmollte der Jüngling, „denkst du, man läßt sich solch ein Mädel fortnehmen und lacht dazu? — solch ein Mädel, solch ein Mädel! —"

Er blieb stehen, fuhr sich mit den Fingern der Linken durch seine blonden Haare und sah verstört und hilflos zur Mutter hinüber, die, eben eine Rispe beiseite legend, ein frisches wie ein rotes Glas schimmerndes Träublein vor die Sonne hielt.

„Mutter!" rief er verzweifelt, „ihr Frauen habt kein Herz — alle miteinander habt ihr kein Herz. — Wenn du wüßtest, wie ich herumgelaufen bin — wie ein Wahnsinniger. — Hätte ich meinen Revolver bei mir gehabt — wahrhaftig — ein Unglück wäre geschehen! —"

„Wen hättest du totgeschossen?" — Der Mutter zuckte übers Gesicht ein ironischer Schelm, doch aus ihren Augen leuchtete ein fernes Wissen, lebendige Erinnerung. „Wen hättest du umgebracht, Andreas? Dein Modell? den Schuft? oder etwa dich?"

Der lange Andreas machte ein verdutztes Gesicht. Nahm ihn die Mutter nicht ernst? Seine Lippen kräuselten sich — die Mutter blickte ihn an, ihre Augen fanden einander, und nun stellte Frau Stadelmann die Schüssel zur Seite, dem Sohn beide Hände entgegenhaltend. Andreas warf sich ihr zu Füßen. Sein Kopf lag in ihrem Schoß — er schluchzte wie er als Knabe sein Leid in ihre Hände geweint, wenn er in einer Not nicht mehr ein noch aus gewußt hatte.

Zärtlich streichelte Anna Stadelmann ihres Sohnes Haar. „Mein Andreas", sagte sie, „es tut weh, ich weiß es wohl, aber ich meine, ein Mann stirbt nicht an einem Liebeskummer!" Und sie dachte: daß doch die Schmerzen immer wieder um uns herumlauern wie Angel und Netz für den Fisch; — kaum ist man selber glücklich aus dem bösen Garn, so sieht man die Kinder darin verfangen. —

Andreas schüttelte sein Schluchzen gewaltsam von sich ab, erhob sich im Sprung, stellte die Schüssel von der Bank auf das Gras und setzte sich dorthin wo sie gestanden, neben die Mutter.

„Warum es länger ertragen? Wozu die Quälerei? Wozu diese unaufhörliche Qual?" Er tastete mit seinen Händen in die leere Luft, er reckte sie vor sich hin, als umfaßten sie ein wundersamstes Kleinod: „Die ganze Welt ist vor mir versunken an dem Tag, an dem Tina vor mir stand — ein Körper wie ich ihn kaum zu träumen gewagt, — da war alles: Biegsamkeit und Fülle, Leben und Form zum greifen nah vor mir — und ich habe gearbeitet — alles war so neu und erstaunlich — es war mir, als setze ich den ersten Strich in meinem Leben auf die Leinwand. — Und doch — sobald sie ging sah ich, daß ich

noch nichts, nichts da stehen hatte von allem was ich jetzt weiß und worauf es ankäme. Das quälte mich unerträglich. Wie eine Erlösung war es, sobald sie eintrat; ich meinte, nun diesmal werde ich es ergreifen können — und so vom einen Mal zum anderen Male —"

Die Mutter nickte nur und schaute nieder auf die Hände in ihrem Schoß. Sie sagte kein Wort. Sie wartete geduldig, daß er weiterrede, sie wußte, ihn sein Herz ausschütten lassen, das war der einzige Balsam, den sie auf solch eine Wunde legen konnte.

Andreas warf den Kopf zurück: „Und nun kommt dieser Geck mit ein bißchen Geld, diese vollständige Null, dieser gewissenlose Gauner, und verspricht ihr die Ehe — als ob's keine anderen Mädels für so einen gäbe! — Ich habe sie auf den Knien angefleht, sie soll mir nur noch einmal, ein einziges Mal stehen. Unerbittlich! Sie liebt mich nicht mehr. — Noch vor acht Tagen versprach sie mir alles und nun —"

Andreas sprang wieder auf und lief hin und her. „Zu denken, daß dieser Mensch, dem es ja gar nicht darauf ankommen kann, wen er zufällig umarmt, sie besitzen soll — und mir, dem sie Himmel und Erde war —"

Die hoch am Himmel stehende Sonne schüttete helle Tropfen und brennende Sterne durch den Baum, blendete Frau Stadelmanns Augen, so daß sie die Hand schützend emporhob und wie von ungefähr über die Lider wischte.

„Willst du mir die Schüssel ins Haus tragen?" wandte sie sich an den Sohn, selbst nach dem braunen Tongefäß fassend und mit der leeren Hand die federnden Rispen von der Bank ins Gebüsch streifend. Der junge Maler rührt sich nicht; seine Augen ins Ferne bohrend bleibt er unbeweglich. Aengstlich sieht die Mutter auf zu seinem Gesicht und macht erschrocken die Hände frei, den Sohn am Arm schüttelnd: „Andreas, um Gotteswillen, was ist mit dir?" —

Er reicht der Mutter die Hand: „Leb wohl, ich gehe baden im See, — es lockt mich, das Wasser zu peitschen und zu sehen, ob es mich trägt —"

„Was soll das heißen?"

„Mutter, nenne mir ein Ding auf der Welt, das sich der Mühe verlohnt!"

„Andreas, Andreas, schämst du dich nicht zu reden wie ein verliebter Schüler?"

„Was wißt ihr Frauen von unseren Schmerzen? Laß mich gehen, Kühlung will ich, einzig Kühlung! —"

„Nein, du bleibst, ich lasse dich nicht, heute laß ich dich nicht von meiner Seite. Ich lasse dich nicht von mir. Du sollst wissen, wie es mir ergangen ist, und findest du dann noch, das ganze Leben, dein Leben, dein Schaffen ist weniger als dieses eine einzige Weib — dann, mein Andreas, will ich mich drein ergeben, daß ich dich verloren habe, dich, in dem ich den Sinn meines Lebens wähnte; denn ach, ich glaubte mein Sohn bringe einst das ins Licht, was ich arm und ohnmächtig mich sehnend im Dunkel getragen habe. —"

„Auch du quälst mich, Mutter. Ich bin krank, ich ertrage nicht Sonne, Baum und Wiese mehr, der Vogelsang zerreißt mein Ohr. —"

Allein die Mutter hält seine Hand: „Andreas, höre, wie auch ich einmal vor dem Abgrund stand. Ein Weib hatte mich zu einer entehrenden Lüge verführt, — die Verzweiflung darüber fraß sich so tief in mich ein, daß ich umher lief wie eine Verlorene, — war ich tot? lebte ich? — niemand hätte ich nur eine Antwort geben können. — Da kam dein Vater, der erste Mensch, der ein Herz für mich hatte, ach Andreas, wie brannte da meines hoch für ihn — aber von dem, was auf mir lag, ward die Freude erstickt, — was für ein grauenvoller Kampf war das!

Und dann kam der Abschied und das Warten auf seine Rückkehr, in Qual, in Angst, tage- und wochen- und monatelang. Und nun höre: in der Stunde, in der man sagt, nun ist es übergenug — einen Tropfen Jammers mehr und man schlägt sich den Kopf an den nächsten besten Pfeiler, damit nur endlich einmal, einmal Ruhe wird — in eben dieser Stunde kommt der Geliebte, er, den man mehr liebt als Ehre und Leben, kommt er, dessen Kind man trägt und bietet einem Geld an für das, was man für ihn getan hat."

„Mutter!" ruft Andreas atemlos, „du willst nicht sagen, daß dies der Vater war —"

„Ja" — nickte Frau Anna, „dies war dein Vater, damals, als ich meinte, dem Tode nicht mehr entrinnen zu können. —"

„Mutter, willst du mir meinen letzten Glauben nehmen, den Glauben an dich? Wie konntest du das Entsetzliche tun? — mein Gott, wie konntest du noch seine Frau werden?"

„Nein, so kannst du nichts begreifen von all dem, ich sehe, ich muß dir alles sagen. Wie ein Fieber überkommt es mich, denn schon hast du nun einen Teil dessen gehört, was mich noch heute mit dem Grausen des Unerklärlichen durchzittert. Du ziehst mich zur Verantwortung — kann ich mich rechtfertigen vor meinem Sohn? Ich will dir erzählen von vorn an, alles wie es kam; sei mir ein gnädiger Richter, Andreas. — Unerforschlich wie Gott ist die Liebe zu dem, was aus uns wachsen soll. —

Neben mir, mein Lieber, hat nie eine Mutter gesessen, wenn mein Herz fröhlich war oder zaghaft, und doch schlug es oft so laut, daß ich mich wunderte, wie sie alle um mich hergingen und keiner es hörte.

Du weißt, meine Mutter starb, als ich zur Welt kam. Du kennst ihr Bild, sie hat deine und meine Augen, Augen, die gern viel wissen möchten und dabei erstaunt, fast erschrocken dreinschauen. Sie sieht nicht stark aus, nein, beinahe schwächlich und überaus zart und lieblich. Es war französisches Blut in ihren Adern: Empfänglichkeit, Begeisterung, Liebe zu schönem Anblick.

Die Kräfte zum Leben, Andreas, deine und meine, die kommen nicht von ihr. Sie sind bei Kellers zu finden, bei diesem alten starren Bauerngeschlecht. Dein Großvater Keller war der erste, der in der langen Reihe jener Bauern ihrem Beruf untreu wurde. Doch auch als Dorfschullehrer behielt er solch einen erdenfesten Eigensinn, daß, wenn er sich in eine Sache mit seinem Willen verrannte, man ihn darin festgeschlagen sah wie einen kantigen Nagel im Buchenholz; niemand brachte ihn dann wieder heraus.

Daß ich von klein auf zu meinem heißen Herzen den harten Willen vom Vater in mir trug, hat mich in manches schwere Leid gebracht. Mit meiner Zärtlichkeit wußten die Meinen nichts anzufangen, und mein hartes Wollen machte mir den Umgang mit ihnen nicht leichter.

Meine viel ältere Schwester Berta war des Vaters Liebling. Sie war sein Ebenbild, verstand seine Wünsche, stellte alle Kräfte in seine Dienste und machte sich ihm unentbehrlich. Vom vierzehnten Jahre ab schon hat sie ihm seine Wirtschaft ohne Tadel geführt. Die beiden Geschwister, Bub und Mädel, die zwischen Berta waren und mir, starben an einer Kinderkrankheit in wenigen Tagen nacheinander, noch vor meiner Geburt. Meine ersten Jahre verbrachte ich im Arm einer Tante. Sobald sie gewiß war, daß der Vater sie nicht heiraten wollte, versuchte sie unsere Familie im Dorf in Verruf zu bringen; und, als sie der Vater vor die Tür setzte, wurde er gewahr, wie sie ihn durch Jahre grausam bestohlen hatte. Nun sorgte die große Schwester für mich und ich schloß mich ihr innig an, bis sie einen Bräutigam ins Haus brachte, den ich glühend haßte, weil er mir Bertas Augen und Ohren, alle ihre Gedanken fortnahm. Der arme Mensch verunglückte tödlich in einer Sägerei und Berta verfiel in Schwermut, aus der sie sich dadurch zu retten versuchte, daß sie den täglichen Rundlauf der Hausgeschäfte wie in heimlicher Raserei um sich herumwirbeln ließ, interesselos für alles andere.

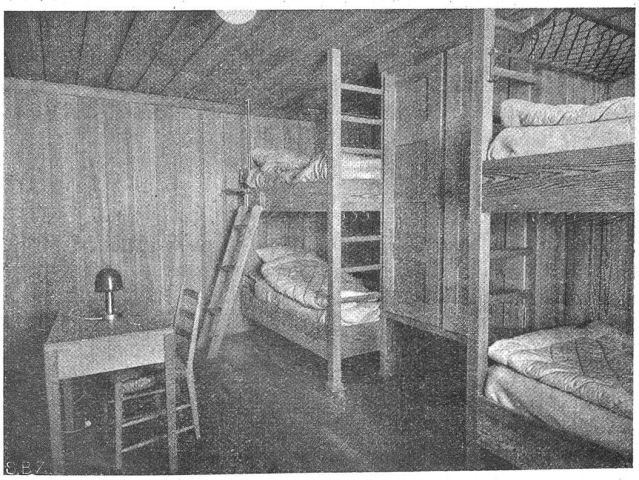
Ich aber fühlte, wie ich weder dem Vater noch der Schwester das geben konnte, was mich als ein geheimnisvolles Zuviel schon von Kind an in meinem Herzen so arg bedrängte; so mußte ich es gewaltsam in mir festhalten und mich immer wieder ganz allein für mich darüber wundern. Kein Mensch sprach je von so etwas, kein Mensch außer mir mußte etwas derartiges wissen oder fühlen. Nur in mir also lebte solch ein Sonderbares, das lästig und schmerzlich und unheimlich war und dann doch plötzlich wieder so gnadenreich, daß man allen Kummer darüber vergaß. Was war es, das man einmal verbergen möchte wie die tiefste Schande und ein andermal spürte man es eng im Hals und erstickte fast darüber, weil man es nicht hinausjubeln konnte?" —

(Fortsetzung folgt.)

Forschungshaus auf Jungfraujoch (rechts), links Hotel Berghaus, Mitte Touristenhaus der Jungfraubahn. Auf dem Felsgipfel rechts („Sphinx") ist ein Stützpunkt für meteorologische Beobachtungen mit Ausblick nach Westen gerichtet.

Die hochalpine Forscherstation auf dem Jungfraujoch.

Kaum hundert Meter vom Hotel Berghaus der Jungfraubahn, in 3500 Meter Höhe über Meer, steht seit Sommer 1931 ein ausgedehnter Steinbau mit zweigestuftem Turm. Es ist die hochalpine Forschungsstation auf dem Jungfraujoch. Sie ist nicht die erste ihrer Art und auch nicht die höchstgelegene. Aelter und mehr als 1000 Meter höher gelegen sind die Observatorien am Mont Blanc und Monte Rosa. Aber diese beiden konnten ihrer schweren Zugänglichkeit wegen der Forschung nicht im gewünschten Maße dienen. Die Wissenschaft bedarf im Hochgebirge einer Arbeitsstätte, die mit der Kulturwelt in beständiger Verbindung steht; die Gelehrten, die dort oben im Dienste der Forschung vielfach unter Gefahren und in gesellschaftlicher Abgeschlossenheit der Forschung dienen, haben Anspruch auf die Möglichkeit, von Zeit zu Zeit zur Erholung und zu Geschäften ins Tal hinunter zu steigen. Die Forscherstation auf dem Jungfraujoch erfüllt diese Bedingung in idealer Weise.



Das Vierer-Schlafzimmer im I. Stock des Forscherhauses. Die andern neun sind Einzelschlafzimmer

Der Bau kam erst nach jahrelangen Vorarbeiten zustande, die zuletzt in der Hand einer internationalen Stiftung mit Sitz in Bern lagen. Vertreter verschiedener wissenschaftlicher Körperschaften der Schweiz, von Deutschland, Frankreich, England, Oesterreich und Belgien, sowie der Jungfraubahn-Gesellschaft saßen im Stiftungsrat, dem der derzeitige Präsident der Schweizerischen naturwissenschaftlichen Gesellschaft, Prof. Dr. W. R. Heß (Zürich) vorstand.

Das Forscherhaus auf Jungfraujoch soll Gelegenheit schaffen zu Forschungen der Physiologie, Medizin, Physik, Hydriologie, Meteorologie, Astronomie und Botanik. Die unmittelbare Nähe einer Bahnstation machte es möglich, Räume und Einrichtungen zu schaffen, die irgend einem Hochschullaboratorium zur Ehre gereichen könnten. Günstig ist die Lage des Observatoriums auch deshalb, weil der für meteorologische und andere Messungen günstige Gipfel des Mönch (4100 Meter über Meer) vom Jungfraujoch aus verhältnismäßig leicht erreicht werden kann.

Der Bau konnte im Jahre 1930 begonnen werden. Er wurde nach den Plänen der Architekten Gebrüder Pfister in Zürich ausgeführt. Im Frühling 1931 war er fertig, und im gleichen Sommer konnte er seiner Zweckbestimmung mit einem feierlichen Akt, an dem die interessierte Oeffentlichkeit in einem Massenbesuch des Neubaues teilnahm, übergeben werden.

Die Errichtung eines so geräumigen Hauses an so exponierter Stelle war mit erheblichen Schwierigkeiten verbunden. Der Bauplatz mußte aus den Felsen herausgesprengt werden, die mitten aus der riesigen, steil zum Jungfraufirn abfallenden Schneehalde herausragen. Der